

TARA HYLAND
Die Melville-Schwester

Buch

Mit fünfzehn kommt Caitlin O'Dwyer von Irland nach London in das Haus ihres leiblichen Vaters, des Inhabers des exklusiven Modehauses Melville. Die in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsene Caitlin fühlt sich fremd in der großbürgerlichen Umgebung ihrer neuen Familie und wird mit ihren Halbschwestern lange nicht richtig warm. Doch als heranwachsende junge Frau findet sie ihren Weg als Modedesignerin. Und als das Imperium der Melvilles durch eine feindliche Übernahme bedroht wird, liegt es an ihr, die Existenz des Modehauses zu retten – gemeinsam mit ihren Halbschwestern ...

Autorin

Tara Hyland wurde 1976 geboren. Nach ihrem Geschichtsstudium in Cambridge arbeitete sie mehrere Jahre in der Londoner City, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. *Die Melville-Schwestern* ist ihr viel beachtetes Debüt als Romanautorin. Tara Hyland lebt mit ihrem Mann in London.

*Weitere Romane der Autorin
sind bei Blanvalet in Planung.*

Tara Hyland

Die Melville-
Schwestern

Roman

Aus dem Englischen
von Christoph Göhler

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»Daughters of Fortune« bei Simon & Schuster Ltd., London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden

1. Auflage

Taschenbuchausgabe September 2012 bei Blanvalet, einem
Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Tara Hyland

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by Limes Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Der Roman erschien im Limes Verlag unter dem Titel »Das Haus der Melvilles«.

Umschlaggestaltung: bürosüd°, München

Umschlagmotiv: Trevillion Images / Heather Evans Smith

Redaktion: Regine Kirtschig

ES · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37947-7

www.blanvalet.de

Prolog

London, Dezember 1974

Die junge Frau eilte die Straße hinunter. Zum vierten Mal innerhalb einer Stunde überquerte sie den Eaton Square. Sie wusste das so genau, weil sie mitgezählt hatte, und sie hatte den beunruhigenden Verdacht, dass der Polizist an der Ecke es ebenfalls getan hatte. Sie warf den Kopf zurück und versuchte so auszusehen, als gehörte sie hierher, in diese noblen Straßenzüge mit den stuckverzierten Stadthäusern, für die Belgravia berühmt war. Aber sie machte sich wenig Hoffnungen. Die abgetragenen Schuhe und der billige Mantel verrieten sofort, dass Katie O'Dwyer an einem Ort wie diesem nichts verloren hatte. Als sie in der Mitte der Häuserzeile angelangt war, verlangsamte sich ihr Schritt, bis sie vor Nummer zwanzig stehen blieb. Die stattliche Residenz im klassizistischen Stil der georgianischen Epoche fügte sich mit ihren sechs Stockwerken und der jungfräulich weißen Fassade nahtlos in den Straßenzug ein. Sie erkannte auf den ersten Blick, dass er nicht zu Hause war. Nur im Untergeschoss, dem Dienstbotenquartier, brannte Licht. Oben, wo er wohnte, lag alles im Dunkeln. Am liebsten hätte sie angeklopft und gefragt, ob sie in der Wärme warten dürfe. Aber sie wusste, dass ihre Anwesenheit zu Fragen führen würde, und das wollte sie ihm keinesfalls antun. Stattdessen wechselte sie auf die andere Straßenseite, wo eine Parkbank stand. Sie bot ihr freien Blick auf das Haus und war daher ein geeigneter Platz zum Warten.

Leichter Nieselregen setzte ein. Wider Willen musste Katie lächeln. An dem Abend vor gut einem Jahr, als sie in England angekommen war, hatte es ebenfalls geregnet. Sie rief sich ins Gedächtnis, wie sie nach der Überfahrt in Holyhead von Bord gegangen war, noch leicht seekrank und mit klopfendem Herzen, weil sie Irland endlich entflohen war.

Nicht dass das Leben daheim so schlecht gewesen wäre – es war einfach öde. Sie war als einziges Kind zweier überängstlicher Eltern in einem kleinen Dorf im County Mayo im konservativen Westen des Landes aufgewachsen. Nachdem die beiden fünfzehn Jahre lang vergeblich versucht hatten, Kinder zu bekommen, hatten sie die Hoffnung auf Nachwuchs mehr oder weniger aufgegeben, als kurz nach dem vierzigsten Geburtstag ihrer Mutter die kleine Katie erschienen war. Sie hatten ihre lang ersehnte Tochter behandelt wie ein rohes Ei, das jeden Moment zerbrechen konnte. Als Katie endlich achtzehn wurde, gierte sie nach Freiheit; sie brannte darauf, nach London zu gehen, die Carnaby Street und King's Road zu sehen. Es war nicht einfach gewesen, das ihren Eltern klarzumachen. Doch nach wochenlangem Betteln und Streiten hatten sie ihre Tochter unter Tränen an den Docks von Dún Laoghaire verabschiedet.

Glückselig hatte Kate die katholische Pension in Earls Court erreicht. Doch Arbeit zu finden, war schwieriger, als sie sich vorgestellt hatte. Der Optimismus der frühen siebziger Jahre war verflogen. Inflation und Arbeitslosigkeit nahmen zu; die IRA überzog England mit einer Terrorkampagne, die es allen Iren zusätzlich erschwerte, einen Job zu finden. Sie trug sich schon mit dem Gedanken aufzugeben und heimzufahren, als Nuala, eines der Mädchen in ihrem Schlafsaal, etwas von einer freien Stelle in ihrer Firma erzählte.

»Die Arbeitszeiten sind mies und die Bezahlung ist lausig«, erklärte ihr Nuala fröhlich. »Aber immerhin ist es ein Job, stimmt's?«

Tatsächlich fand Katie die Vorstellung, als Verkäuferin bei Melville zu arbeiten, schrecklich glamourös. Das exklusive englische

Modehaus war für seine handgefertigten Lederschuhe, die exquisiten Taschen und farbenfrohen Schals international angesehen und wurde mit gutem Geschmack und ebensolcher Abstammung gleichgesetzt. Katies Heldinnen, Anne Hepburn und Jackie Onassis, waren beide kürzlich mit Melville-Handtaschen fotografiert worden, wie an der typischen m-förmigen Schnalle zu erkennen war.

Am nächsten Morgen zog Katie ihre besten Sachen an und machte sich auf den Weg in die Old Bond Street, die Adresse für die elegantesten und exklusivsten Geschäfte Londons. Mit großen Augen eilte sie an Kunstgalerien und Juwelierläden vorbei, an Designerläden wie Gucci und Chanel... bis sie zu Melville gelangte. Schon von außen wirkte das Geschäft einschüchternd. Die verdunkelten Scheiben und mächtigen Samtvorhänge hinter den Fenstern verwehrten jeden Blick ins Ladeninnere. Ein livrierter Portier hielt ihr die goldbeschlagenen Türen auf. Katie holte tief Luft und trat ein.

Das war ihr erster Fehler.

»Verkäuferinnen müssen den Personaleingang nehmen«, erklärte ihr Anne Harper, die Verkaufsleiterin, später während ihrer kurzen Führung durch das Geschäft. Nuala hatte ein gutes Wort für Katie eingelegt, darum hatte Mrs Harper nach einem raschen Bewerbungsgespräch eingewilligt, Katie auf Probe einzustellen. Sie sagte das so, als erwarte sie nicht, dass Katies Anstellung darüber hinaus Bestand hätte.

»Falls ich Sie noch einmal dabei erwische, dass Sie durch den Haupteingang hereinkommen, werden Sie entlassen«, fuhr Mrs Harper fort. »Außerdem werden Sie fristlos entlassen, falls Sie zu spät kommen oder falls sich ein Kunde über Sie beschwert.«

Katie war schon bald von der irrigen Idee geheilt, dass es glamourös sein könnte, bei Melville zu arbeiten. Nuala hatte nicht übertrieben: Die Arbeitszeiten waren mies; die Löhne erbärmlich; die Menschen unfreundlich – Kunden und Kollegen gleichermaßen. Ihre Freundin Nuala, die als Sekretärin in der

Firmenzentrale nebenan arbeitete, bekam sie so gut wie nie zu sehen, und die anderen Verkäuferinnen stammten größtenteils aus wohlhabenden Familien und überbrückten mit dieser Anstellung nur die Zeit, bis sie weggeheiratet wurden. Katie wusste, dass man auf sie, das schlichte irische Landmädels, herabsah. Wenn die anderen ihre Pläne fürs Wochenende schmiedeten – Pläne, die Katie grundsätzlich nicht einschlossen –, tat sie so, als würde sie nichts hören.

Angesichts dieser offenen Feindseligkeit hätte Katie sich wahrscheinlich schon bald nach einem neuen Job umgesehen. Aber dann geschah etwas Unvorhergesehenes. Sie verliebte sich.

Alles begann mit einer Serie von Diebstählen. Fünf Handtaschen verschwanden aus dem Lager, gefolgt von einem Dutzend Seidenschals. Als wenig später in der Kasse zwanzig Pfund fehlten, beschloss das Management endlich durchzugreifen. Direkt nach Ladenschluss rief Mrs Harper alle Angestellten zusammen. An jenem Abend wurden am Ausgang sämtliche Taschen kontrolliert.

Katie reihte sich wie alle anderen in die Schlange ein. Während sie wartete, stieß jemand gegen ihren Arm. Sie drehte sich um und erblickte Fiona Clifton, eine pferdegesichtige Landpomeranze, die immer besonders unfreundlich zu ihr war. Fionas schmales Gesicht teilte sich zu einem zähnebleckenden Grinsen. »Entschuldige, Kleine«, wieherte sie.

Katie wollte schon antworten, dass nichts passiert sei. Doch im selben Moment wurde sie nach vorn gerufen und musste ihre Tasche öffnen. Katie schaute zu, wie der Sicherheitsbeauftragte des Hauses ihren Schirm herauszog, den Lippenstift von Max Factor und ein Taschentuch. Anschließend durchsuchte er ihre Manteltaschen. Unter den Blicken von Mrs Harper und den übrigen Angestellten angelte er einen Zwanzigpfundschein heraus. Er drehte ihn um und brachte eine orangefarbene leuchtende Markierung zum Vorschein, womit der Schein als Kassengeld erkennbar gemacht worden war.

»Der gehört mir nicht!«, wehrte sie sich. »Den muss mir jemand zugesteckt haben!«

Aber niemand glaubte ihr.

Mrs Harper packte Katie am Arm. »Sie kommen mit mir. Mr Melville möchte das persönlich regeln.«

Katie sackte das Herz in die Hose. William Melville war der Ur-enkel des Firmengründers. Er war ein respekteinflößender Mann, der nie die Zeit gefunden hatte, ihre Etage im Laden zu besuchen. Sie machte sich keine Hoffnungen, dass er ihr Gehör schenken könnte. Aber ihr blieb nichts anderes übrig, als Mrs Harper in die Firmenzentrale zu folgen.

Die Zentrale lag genau hinter dem Laden und wirkte von innen wie ein altes Herrenhaus: voll dezent beleuchteter, mit tiefen Teppichen belegter Flure mit düster blickenden Ahnenporträts an den Wänden. William Melvilles Büro befand sich im obersten Stock. Mrs Harper klopfte an die schwere Tür.

»Herein«, bellte eine ruppige Stimme.

Der Raum war mindestens so einschüchternd wie der Flur. In der Mitte stand ein eleganter Louis-XIV.-Schreibtisch aus massiver, dunkler Eiche, dessen Oberfläche mit burgunderrotem Leder überzogen war. Katie mutmaßte ganz richtig, dass der Mann dahinter William Melville sein musste. Er war groß und gut gebaut; kräftig, ernst und unnachgiebig; ein Mann, wie dazu geschaffen, ein Unternehmen wie dieses zu leiten. Er sah nicht auf, als sie eintraten.

»Einen Moment«, murmelte er.

Katie konnte sich kaum ruhig verhalten. Noch immer hielt Mrs Harper ihren Arm fest umklammert, und allmählich begann ihr Griff zu schmerzen, aber Katie wagte nicht, sich ihr zu entziehen.

Schließlich klappte Mr Melville die Akte auf seinem Schreibtisch zu und ließ sich dazu herab aufzusehen. »Was kann ich für Sie tun, Anne?«

Seine Stimme klang kräftig und klar und in Katies Ohren furchterregend vornehm.

Sie starrte wie gelähmt geradeaus, während Mrs Harper schilderte, was sich zugetragen hatte. William Melville sah sie nicht ein einziges Mal an. Katie machte sich keine Hoffnungen mehr. Ohne jeden Zweifel würde er Mrs Harper jedes Wort glauben und wahrscheinlich die Polizei rufen. Die Vorstellung, in Schimpf und Schande nach Irland zurückgeschickt zu werden und ihre Eltern so zu enttäuschen... Sie spürte Tränen in den Augen und blinzelte sie weg. Diese Genugtuung würde sie ihnen nicht gönnen.

Schließlich hatte Mrs Harper alles erzählt. Williams Blick kam auf Katie zu liegen. Er war erst Anfang dreißig, aber sein ernstes Gesicht, der Maßanzug aus der Savile Row und das leichte Grau an seinen Schläfen ließen ihn älter wirken. Er sah sie lange an, als versuchte er sie einzuschätzen. Sie schaute trotzig zurück. Sein Blick senkte sich auf Mrs Harpers Hand, die immer noch Katies Arm umklammert hielt. Er runzelte die Stirn. »Ich glaube, Sie können die junge Dame jetzt loslassen, Anne«, sagte er milde. »Ich bezweifle, dass sie fliehen wird.«

Die Verkaufsfleiterin tat wie geheißenen. Dann wandte sich William an Katie.

»Also, Katie«, sprach er sie an, als wären sie alte Bekannte. »Warum in aller Welt bereiten Sie Mrs Harper solche Unannehmlichkeiten?« Aus seinem Tonfall sprach nur leiser Tadel.

Er sah sie fragend an, als warte er auf eine Antwort. Katie blieb stumm. Sie hatte keine Ahnung, wovon er sprach. Als sie nichts sagte, wandte er sich kopfschüttelnd an Mrs Harper.

»Bitte entschuldigen Sie vielmals, Anne. Aber ich weiß mit Sicherheit, dass Katie den Schein nicht gestohlen hat. Ich habe das Geld heute Vormittag aus der Kasse genommen und ihr gegeben, damit sie meine Wäsche aus der Reinigung holen kann. Meine Sekretärin ist heute nicht da, darum habe ich Katie gebeten, während ihrer Mittagspause kurz hinüberzulaufen.«

Katie sah ihn ungläubig an, während er Mrs Harper zwang, sich widerwillig bei ihr zu entschuldigen. Sie hatte keine Ahnung,

warum er für sie log, aber wenn sie dadurch ihren Job behalten würde, hielt sie gern den Mund.

»Warum haben Sie das gemacht?«, fragte Katie, nachdem Mrs Harper das Büro verlassen hatte.

William zuckte mit der Nonchalance eines Mannes, der es gewohnt ist, dass seine Anordnungen ohne Nachfrage ausgeführt werden, mit den Achseln.

»Sie haben ausgesehen, als könnten Sie Beistand gebrauchen.«
Sie brauchte ein paar Sekunden, um das zu verarbeiten.

»Danke«, sagte sie schließlich.

»Keine Ursache.« Sein Blick wurde kühl. »Aber passen Sie auf, dass so etwas nicht wieder passiert. Nächstes Mal werde ich nicht so nachsichtig sein.«

In diesem Moment ging ihr auf, dass er sie immer noch für schuldig hielt.

»Ich habe doch gar nicht ...«, setzte sie zu einer Erklärung an. Doch er schnitt ihr das Wort ab.

»Ich will nur sichergehen, dass das nicht wieder vorkommt«, erklärte er spröde.

Er beugte sich wieder über seine Akte und zeigte damit an, dass für ihn die Unterhaltung beendet war. Katie hätte gern noch etwas gesagt, aber sie wusste, dass das zwecklos war. Stattdessen huschte sie aus dem Raum.

Sie eilte die Treppe hinunter und hinaus in die klare Winternacht. Sie wusste, dass sie sich eigentlich erleichtert fühlen sollte – sie war noch einmal davongekommen. Aber aus irgendeinem Grund deprimierte sie der Vorfall. Der Gedanke, dass William Melville sie für eine Diebin hielt, war ihr unerträglich.

Einen Monat später wurde die wahre Schuldige gefasst. Der Sicherheitsdienst erwischte Fiona Clifton dabei, wie sie im Lagerraum fünf Paar Schuhe in einen Rucksack steckte. Offenbar hatte Daddys monatlicher Scheck nicht ausgereicht, um ihren regen Kokainkonsum zu finanzieren. Sie wurde fristlos entlassen.

Nachdem Katies Name damit endgültig reingewaschen war, erhielt sie eine zweite, etwas gespreizte Entschuldigung von Mrs Harper... und eine handgeschriebene Einladung von William Melville zu einem Essen am selben Abend.

Er hatte sie nicht gebeten, über ihre Verabredung Stillschweigen zu bewahren. Trotzdem behielt sie die Neuigkeit für sich, denn sie wollte den anderen Mädchen keinen Stoff zum Klatschen liefern. Stattdessen verließ sie wie an jedem anderen Abend den Laden um sieben Uhr und verträdelte anschließend eine Stunde in einem nahe gelegenen Café. Während sie wartete, spürte sie, wie nervös sie war. Sie hatte nur wenig Erfahrung mit Männern. Dank ihres aparten gälischen Aussehens – lackschwarzes Haar und schnee-weiße Haut – und ihrer ausgeprägten weiblichen Rundungen hatte sie zahlreiche Verehrer, doch noch nie einen festen Freund gehabt. Daheim hatte der drohende Blick ihres Vaters alle Bewerber in die Flucht geschlagen. In London hatte sie zwar mehr Freiheiten genossen, doch ihre strenge katholische Erziehung hatte dazu geführt, dass alle Verabredungen auf die gleiche Weise endeten, nämlich damit, dass Katie grapschende Finger wegschlug und anschließend in mürrischem Schweigen heimgebracht wurde. Sie hatte schon beschlossen, dass sie sofort gehen würde, falls William in irgendeiner Art aufdringlich werden sollte – selbst wenn das zur Folge hatte, dass sie ihren Job verlor. Schließlich war sie nicht *so ein* Mädchen.

Fünf Minuten vor acht stand sie wieder vor dem Kaufhauseingang. Er erwartete sie bereits. Überpünktlich, bemerkte sie, und in seinem dunkelblauen Kaschmirmantel unglaublich vornehm aussehend. In ihrer Schleifenbluse aus Polyester und dem knielangen Cordrock war sie, so fürchtete sie, keine angemessene Begleitung. Weil sie nicht wusste, wie sie ihn ansprechen sollte, wartete sie still ab.

»Ich bin froh, dass du gekommen bist, Katie«, sagte er mit seiner tiefen, kultivierten Stimme, neben der sie ihren irischen Akzent deutlicher als sonst wahrnahm.

»Vielen Dank für die Einladung, Mr Melville.«

Er lächelte sie an. »Wenn wir zusammen essen gehen wollen, muss ich darauf bestehen, dass wir uns duzen.«

Sie zögerte nur einen winzigen Moment und erwiderte dann sein Lächeln.

»Danke ... William«, sagte sie.

Für Katie war der Abend ein einziger Traum. William führte sie ins Ritz aus. Das Restaurant war mit seinem altmodischen Charme und seinem diskreten Service genauso, wie sie es sich immer vorgestellt hatte. Nachdem es so nah bei seinem Büro lag, aß er dort offenbar öfter. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass sie ein solches Erlebnis je so gleichmütig und unbeteiligt hinnehmen könnte wie William. Sie sprach ihren Gedanken aus, ohne lang zu überlegen, ob das nicht anmaßend war. Er erwiderte lächelnd, wenn er alles durch ihre Augen betrachte, wisse er den Luxus wieder zu genießen. Sie hatte Angst gehabt, dass sie in Williams Gesellschaft links und schüchtern wirken könnte. Aber er schien so aufrichtig an ihr interessiert, dass sie merkte, wie sie sich entspannte.

Nach dem Essen bestand er darauf, sie von seinem Chauffeur nach Hause fahren zu lassen. Sie lehnten sich in die glatten Ledersitze des Rolls-Royce zurück, und Katie war sicher, dass sie diesen Abend als einen der schönsten ihres Lebens im Gedächtnis behalten würde.

Als sie bei ihrer Pension angekommen waren, stieg er, ganz Gentleman, vor ihr aus, um ihr den Schlag zu öffnen.

»Gute Nacht, Katie«, verabschiedete er sich.

Er beugte sich vor, um ihr einen Handkuss zu geben. Sie spürte seine Lippen über ihre Haut streifen und bekam eine Gänsehaut. Ohne ein weiteres Wort drehte sie sich um und floh mitsamt ihren neu gewonnenen Eindrücken ins Haus.

Sie hatten keine Pläne geschmiedet, sich wiederzutreffen. Aber am folgenden Donnerstag erhielt Katie eine weitere Nachricht von William, ob sie Zeit und Lust hätte, mit ihm essen zu gehen.

Diesmal zögerte sie. Sie wusste, dass er verheiratet war. Sie wusste auch, dass er eine zwei Jahre alte Tochter hatte. Er hatte ihr in der vergangenen Woche von seiner Frau und seinem Kind erzählt. Sie lebten auf seinem Landsitz in Somerset. Unter der Woche wohnte er in seinem Stadthaus in Belgravia, und am Wochenende fuhr er zu ihnen hinaus. Katie hatte keine Ahnung, was ihm diese Einladung bedeutete, aber sie wusste, wie sehr sie selbst sie wertschätzte. Mindestens so sehr, dass sie überlegte, ob sie lieber ablehnen sollte.

Doch dann stand sie allen guten Absichten zum Trotz um zehn vor acht wieder vor dem Kaufhauseingang. Er war schon da. Er lächelte, als er sie sah.

»Ich bin froh, dass du gekommen bist.«

»Ich auch«, antwortete sie und erkannte, dass es ihr ernst war.

»Ich dachte, wir könnten heute Abend woanders hingehen«, meinte er, während sie die Straße entlanggingen. »In ein Lokal ...« Er zögerte. »Ein Lokal, wo es ... nicht ganz so förmlich zugeht.«

Vermutlich meinte er ein Lokal, in dem man sie nicht so leicht erkennen würde.

Er führte sie in ein kleines französisches Bistro in einer der Nebenstraßen hinter dem Kaufhaus. Es war, wie versprochen, nicht ganz so förmlich. Und Katie merkte, dass sie sich, ungeachtet der Gründe für seine Entscheidung, dort wohler fühlte.

Als eine Woche darauf eine weitere Einladung folgte, überraschte sie das nicht mehr.

Während der nächsten zwei Monate trafen sie sich jeden Donnerstagabend zum Essen. Oberflächlich hatten sie nichts gemeinsam. Trotzdem fanden sie sich gegenseitig faszinierend. William erwähnte seine Frau nie wieder, und Katie sah keinen Anlass, das Thema anzusprechen. Im Gegenteil, sie war überrascht, wie leicht sie vergessen konnte, wer er war. Sie merkte, dass sie ihm von ihrem Tagesablauf erzählte oder davon, wie gemein die anderen Mädchen waren, fast als wäre er eine ihrer Freundinnen.

»Ich könnte das ändern«, sagte er einmal. »Dich in eine andere Abteilung versetzen lassen ...«

»Nein«, wehrte sie sanft, aber entschieden ab. »Nein. Du sollst gar nichts unternehmen.«

Sie wollte damit ausdrücken, dass er nichts unternehmen sollte, was Aufmerksamkeit auf sie lenken konnte.

Katie wusste beim besten Willen nicht, was er in ihr sah oder wohin ihre Bekanntschaft seiner Meinung nach führen sollte. Abgesehen von seinen Handküssen hatte er keine Anstalten gemacht, sie zu berühren. Der einzige Mensch, dem sie von ihren Treffen erzählt hatte, war Nuala. Ihre Freundin machte kein Hehl aus ihrem Missfallen. »Der will nur eins von dir, Katie«, beschwor sie Katie immer wieder.

»Nein«, widersprach die jedes Mal. »So ist es nicht.«

Nuala schniefte skeptisch. Sie war mitten in den Vorbereitungen für ihre Hochzeit mit einem jungen Burschen, den sie in einem der vielen irischen Clubs in London kennengelernt hatte, und hielt wenig davon, dass ein verheirateter Mann ein hübsches junges Mädchen zum Essen und Trinken ausführte. »Ach Katie, du Landei. Das glaubst du doch nicht wirklich, oder?«

Tatsächlich hatte sich Katie beinahe selbst überzeugt, dass William und sie nur gute Freunde waren. Bis sie in einer bitterkalten Januarnacht zu seinem Wagen zurückspazierten und sie auf dem vereisten Bürgersteig ausrutschte. Er half ihr auf. Aber als sie an sich herabsah, um den Schaden zu begutachten, stellte sie fest, dass ihre Strumpfhosen zerrissen und ihre Knie aufgeschrammt waren. Tränen stiegen ihr in die Augen.

»Geht es?«, fragte er besorgt.

»Mir ist nichts passiert«, schniefte sie.

»O doch.«

»Ehrlich nicht. Das war einfach nur dumm.«

Als wollte er ihre Worte Lügen strafen, strich er eine Träne von ihrer nassen Wange. Damit machte er alles nur noch schlimmer. Plötzlich konnte sie die Tränen nicht mehr zurückhalten.

William sagte kein Wort. Er legte den Arm um sie und zog sie an sich. Sie wusste, dass es falsch war, aber sie brachte es nicht fertig, sich aus seiner Umarmung zu lösen. Stattdessen schloss sie die Augen und schmiegte sich an seine Brust.

»O Katie, Katie«, murmelte er in ihr Haar. »Was sollen wir bloß tun?«

In dieser Nacht nahm William sie mit nach Hause, statt sie vor ihrer Pension abzusetzen.

Katie wusste, dass das falsch war. Sie wusste, dass sie wahrscheinlich bis in alle Ewigkeit in der Hölle schmoren würde. Aber sie konnte nicht anders. In jener Nacht gab Katie O'Dwyer, die den Nonnen geschworen hatte, sich für die Hochzeitsnacht aufzusparen, sich mit Leib und Seele dem Mann einer anderen Frau hin. Auf den geprägten Seidenlaken eines fremden Bettes öffnete sie sich für William, während dessen Frau und Kind von den Fotos an der Wand auf sie herabblickten.

Nach dem ersten Mal waren Blut und Schmerzen vergessen. Und von jenem Abend an trafen sie sich nicht mehr im Restaurant. Er mietete ihr eine kleine Wohnung in Clapham, und jeden Donnerstag – wie auch montags, dienstags und mittwochs – ließen sie das Abendessen ausfallen und fuhren direkt dorthin, um den Abend in den Armen des anderen zu verbringen.

Acht Monate waren ihnen vergönnt. Acht selige Monate, in denen sie sich vormachen konnten, dass die Welt nicht existierte.

Dann erzählte er ihr eines Abends von einer bevorstehenden Italienreise. Der alljährliche Familienurlaub; er konnte ihn unmöglich ausfallen lassen; zwei Wochen am Comer See, einem Fleck, von dem sie noch nie gehört hatte. Die Vorstellung, William vierzehn Tage lang nicht zu sehen, setzte Katie mehr zu als das Wissen, dass er die Zeit mit seiner Frau verbringen würde. Er küsste ihre Tränen weg und versprach ihr, sie noch am Abend seiner Rückkehr zu besuchen.

Damals sollte Katie zum ersten Mal erleben, wie falsch Männer sein können. Zwei Tage nach Williams Abreise wurde sie in Anne Harpers Büro beordert und bekam mitgeteilt, dass sie entlassen war.

»Aber das kann nicht stimmen«, platzte es aus ihr heraus. »Das können Sie nicht. Fragen Sie ...« Sie wollte schon »William« sagen, konnte sich aber gerade noch beherrschen.

Die Geschäftsführerin lächelte böse. »Fragen Sie Mr Melville, wollten Sie sagen?« Katie konnte ihr ansehen, dass sie die Situation genoss. »Ich glaube nicht, dass Ihnen das helfen würde, Katie. Schließlich hat er mich beauftragt, Sie zu entlassen.«

Damit war die Besprechung so gut wie beendet. Katie hörte benommen, wie Anne ihr erklärte, dass man von ihr erwarte, bis zum Wochenende auch ihre Wohnung zu räumen. Dann schob ihr die Geschäftsführerin einen Umschlag über den Schreibtisch zu. »Das sollte Sie für alle Unannehmlichkeiten entschädigen«, verkündete sie kühl. »Und ich brauche Sie bestimmt nicht darauf hinzuweisen, dass dieses Gespräch unter uns bleiben sollte.«

Katie hörte die Warnung in Annes Stimme. Irgendwie brachte sie es fertig, halblaut zu versichern, dass sie keinen Ärger machen wolle, dann stand sie benommen auf und stolperte zur Tür.

Erst als sie allein oben im Umkleideraum stand, öffnete sie den schweren cremefarbenen Umschlag. Insgeheim hatte sie gehofft, er würde eine Nachricht von William enthalten, in der er ihr erklärte, warum er das getan hatte. Stattdessen lag nur eine knappe, förmliche Notiz der Personalabteilung darin, in der ihr unter dem Firmenbriefkopf die Kündigung ausgesprochen wurde und man sie auf den beigelegten Abfindungsscheck über eintausend Pfund hinwies. Angesichts ihres Lohnes und ihrer Betriebszugehörigkeit war die Summe so lächerlich überhöht, dass sie beinahe laut aufgelacht hätte. Stattdessen stopfte sie Umschlag, Brief und Scheck in ihre Tasche und räumte ihren Spind aus. Dann verließ sie, ohne mit irgendwem ein Wort zu wechseln, Melville zum letzten Mal.

Noch am selben Abend erfüllte Katie Williams Wunsch – sie verschwand aus seinem Leben. Er hatte recht, befand sie, während sie ihre Sachen packte. Ein klarer Schnitt war für alle das Beste. Sie wünschte sich zwar, er hätte den Mut aufgebracht, ihr das ins Gesicht zu sagen, aber sie tröstete sich mit dem Gedanken, dass er vielleicht Angst gehabt hatte, wankelmütig zu werden. Diese Vorstellung war immer noch angenehmer als die Alternative: dass er nie etwas für sie empfunden hatte.

Sie kehrte nie mehr zu Melville zurück. Sie fand eine billigere Unterkunft und überzeugte den Besitzer eines kleinen Cafés, sie einzustellen. Außerdem hatte William recht, redete sie sich jeden Abend zu, bevor sie sich in den Schlaf weinte. Diese Geschichte hatte enden müssen. Sie musste ihn vergessen, damit auch er sie vergessen und zu seiner Frau zurückkehren konnte. Das war die anständigste Lösung, sosehr sie auch schmerzte.

Das war vor zwei Monaten gewesen. Trotzdem wartete sie heute vor seinem Haus, in dem sie ihre erste Nacht miteinander verbracht hatten.

Das vertraute Schnurren eines Motors riss Katie aus ihren Gedanken. Sie sah von ihrem Sitzplatz auf der Parkbank hoch. Natürlich, das war Williams Rolls. Ihr Puls ging schneller. Wider besseres Wissen und trotz allem, was vorgefallen war, konnte sie es kaum erwarten, ihn wiederzusehen.

Der Wagen bremste ab und hielt vor seinem Haus. Der Chauffeur stieg als Erster aus, setzte die Schirmmütze auf und öffnete William den Schlag.

Dann trat William auf den Bürgersteig. Selbst im fahlen Licht der Straßenlaterne konnte Katie die breiten Schultern und das ernste Gesicht erkennen. Sie wollte ihn schon rufen. Aber dann drehte er sich zum Wagen um und streckte die Hand aus. Katie sah, wie schlanke Finger sein kräftiges Handgelenk umfassten.

Sie erkannte die elegante Blondine im Fuchspelz auf den ersten Blick; es war seine Frau Isabelle. Katie fragte sich, wo die beiden

wohl den Abend verbracht hatten. In der Oper? Bei einem Essen mit Freunden? Nicht dass es sie etwas anging.

Sie beobachtete, wie sie gemeinsam die Stufen hochstiegen und im Haus verschwanden. Einen Augenblick später erstrahlte der Weihnachtsbaum im Wohnzimmer. Im schummerigen Licht sah sie, wie William Isabelle in seine Arme zog. Er deutete auf den Mistelzweig an der Decke, und sie kicherte. Dann strich er ihre blonden Haare zurück und beugte sich über sie.

Katie konnte nicht länger zusehen. Sie schloss die Augen und versuchte, das Bild der beiden in inniger Umarmung auszublen- den. Ihre Hand kam auf ihrem leicht gewölbten Bauch zu liegen. Jetzt könnte sie ihm ihr Geheimnis keinesfalls mehr verraten. Es war töricht gewesen herzukommen; genauso töricht, wie sich mit einem verheirateten Mann einzulassen. Jetzt musste sie die Konsequenzen alleine tragen.

Erster Teil

Mai 1990 – Dezember 1990



Valleymount, Irland

Katie O'Dwyer starb an einem Dienstag. Drei Tage später wurde sie zu Grabe getragen, es war ein warmer Vormittag im Mai, dem ersten Tag in diesem Jahr, der einen Anflug von Sommer nach Valleymount brachte. Das ganze Dorf erschien zu ihrer Beerdigung und zeigte damit, wie beliebt sie bei allen gewesen war, die ihr je begegnet waren.

Ihre fünfzehnjährige Tochter Caitlin stand am Grab und verfolgte, wie die Sargträger den Sarg ihrer Mutter in die Erde senkten. Die Messe hatte sie ohne zu weinen durchgestanden, aber jetzt, während der Priester das Grabgebet sprach, traf sie die Erkenntnis wie ein Schlag. Ihre Mum war von ihr gegangen, und sie war zum ersten Mal in ihrem Leben allein.

Seit Caitlin denken konnte, waren sie immer nur zu zweit gewesen, sie und ihre Mammy. Sie hatte nie erfahren, wie dicht ihre Mutter davor gewesen war, sie aufzugeben.

Schwanger und auf sich allein gestellt, blieben Katie in London nur wenige Möglichkeiten. Sie kannte Mädchen, die ein Kind hatten »wegmachen« lassen, aber das verbat ihr katholischer Glaube. Ihren Eltern zu beichten kam ebenso wenig infrage, darum beschloss sie, das Baby in London zur Welt zu bringen, es zur Adoption freizugeben und danach heimzukehren. Niemand würde je etwas erfahren ...

Als sich die Geburt ankündigte, ging sie in ein Heim für ledige Mütter im East End. Die Angestellten zeichneten sich nicht durch Freundlichkeit oder Mitgefühl aus. Stattdessen drängten sie die jungen Mütter dazu, ihre Kinder wegzugeben, und schickten sie anschließend mit der Mahnung, nicht wieder zu sündigen, fort.

Nach einer erstaunlich leichten fünfstündigen Geburt brauchte Katie nur ein einziges Mal in die großen blauen Augen ihrer Tochter zu sehen, und sie wusste, wie sie heißen musste.

»Du siehst genau wie eine Caitlin aus«, flüsterte sie ihrer Neugeborenen zu.

Eine Schwester hörte sie und schnaubte abfällig. »Is' egal, wie du sie nennst, das entscheidet ihre Mutter.«

Aber ich bin ihre Mutter, dachte Katie.

Zwei Tage später verließ sie nach einem erbitterten Streit mit der Oberschwester das Krankenhaus mit Caitlin auf ihrem Arm. Es war ein tapferer Entschluss. Einer, der zur Folge hatte, dass ihr nichts anderes übrig blieb, als nach Irland zurückzukehren.

Caitlin sollte sich später nicht an ihre Großeltern erinnern können, was wahrscheinlich kein Schaden war. Die beiden machten kein Hehl aus ihrer Enttäuschung, als Katie mit ihrem zwei Monate alten Baby vor der Tür stand. Sie boten Katie und ihrem Kind ein Dach über dem Kopf, aber sonst so gut wie nichts. Caitlin behandelten sie wie ein schmutziges kleines Geheimnis. Also brauchten sie auch nicht zu erfahren, dass der Kindsvater verheiratet war, dachte Katie oft.

Als die beiden zwei Jahre darauf starben – erst ihr Vater nach einem Schlaganfall, dann ihre Mutter, deren Herz wenige Wochen später zu schlagen aufhörte –, beschloss Katie, dass sie einen Neuanfang wagen musste. Der dünne goldene Ring an ihrem Finger hatte die Nachbarn nicht täuschen können, und Caitlin sollte nicht an einem Ort aufwachsen, wo sie jeder als Bastard bezeichnete.

Über all die Jahre hatte Katie mit Nuala Verbindung gehalten. Auch Nuala war nach Irland zurückgezogen, zusammen mit

dem Mann, den sie in London kennengelernt hatte, und hatte mit ihm in einem pittoresken Dorf namens Valleymount im County Wicklow eine Familie gegründet. Das County, auch als Garten Irlands bekannt, wäre mit seinen üppig grünen Hügeln, den rauschenden Wasserfällen und den glasklaren Seen der ideale Ort, um Caitlin großzuziehen, hatte Katie bei den beiden Besuchen gedacht, die sie ihrer Freundin abgestattet hatte. Und so verkaufte sie die Farm ihrer Eltern und erstand mit dem Erlös nicht weit von ihrer Freundin entfernt eine kleine Hütte.

Es war ein geschickter Schachzug, wie sich herausstellen sollte. Caitlin verbrachte ihre Kindheit in einer Schar von Dorfkindern, mit denen sie barfuß über die malerischen Wiesen rannte oder in den nahen Blessington Lakes badete. Arbeit war im Irland der achtziger Jahre nur schwer zu finden, aber Katie bekam schließlich einen Job als Reinigungsfrau in einem der noblen Hotels in der Gegend. Jeden Tag half Caitlin nach der Schule ihrer Mutter beim Staubwischen in den Zimmern und beim Aufstocken der Toilettenartikel. Obwohl Mutter und Tochter nur wenig Geld hatten, waren beide glücklich. Zweimal im Jahr unternahmen sie die einstündige Busreise nach Dublin, wo sie erst in der Grafton Street bummeln gingen und nachmittags bei Bewley's einen Tee nahmen. Ansonsten genügte es ihnen, in Valleymount – und beieinander zu sein.

»Du hast wirklich Glück, Katie«, bemerkte Nuala öfter neidisch. »Caitlin ist ein Engel.« Ihre eigene Tochter Róisín war das wahrhaftig nicht.

Als Caitlin zwölf wurde, war für sie der Zeitpunkt gekommen, an die örtliche Oberschule Holy Cross zu wechseln. Nachdem es dort nicht einmal zwanzig Schüler pro Klasse gab, mit denen sie größtenteils aufgewachsen war, fühlte sie sich in der Schule fast so aufgehoben wie in einer Großfamilie. Sie war klug, aber keine Musterschülerin. Ihr Interesse galt vor allem der Kunst. Sie verbrachte Stunden mit Zeichnen und konnte mit ein paar kurzen Strichen das Wesen eines Gegenstandes einfangen.

Natürlich brachte die Pubertät weitere Veränderungen mit sich. Mit ihrem Schneewittchenaussehen – lackschwarzes Haar und milchweiße Haut – entwickelte sie sich in atemberaubendem Tempo zu einer ebensolchen Schönheit wie ihre Mutter. Als das Backfischfett dahinschmolz und darunter weibliche Kurven hervortraten, wurden die Jungen, mit denen sie früher so ungeeignet gespielt hatte, in ihrer Gegenwart plötzlich schüchtern. Stotternd fragte einer nach dem anderen, ob sie nicht mit ihnen ins Kino gehen wolle. Aber sie lehnte jedes Mal ab. Denn Jungs waren das Einzige, was ihre Mutter ihr verboten hatte.

Caitlin wusste beim besten Willen nicht, warum sie sich nicht mit Jungs treffen durfte. Alle ihre Freundinnen taten es. Samstagabends zogen sie mit ihren neuesten Freunden ab in die Stadt zum Bowling.

»Schleich dich raus, sobald deine Mom eingeschlafen ist, und komm einfach nach«, sagte Róisín. Die beiden Mädchen waren genauso eng befreundet wie ihre Mütter.

Aber Caitlin kam nie mit. Wie immer gehorchte sie ihrer Mutter. Vor allem, weil sie beide niemand anderen hatten. Sie mussten zueinanderhalten, sie konnten nicht im permanenten Kriegszustand leben wie Róisín und ihre Mutter. Róisín verstand das nicht. Aber wahrscheinlich nur, weil sie einen Vater *hatte*, reimte sich Caitlin zusammen; während ihrer noch vor Caitlins Geburt gestorben war, sodass ihre Mutter sie allein großziehen musste. Das war ein finanzieller Drahtseilakt gewesen. Caitlin wollte ihrer Mutter nicht noch mehr Kummer machen.

Manchmal fragte sich Caitlin, warum ihre Mutter nie wieder geheiratet hatte. Im Dorf gab es mehr als genug Männer, die interessiert gewesen wären. Aber wenn Caitlin fragte, schwieg ihre Mutter jedes Mal eisern, woraus Caitlin schloss, dass sie den Tod ihres Vaters nie verwunden hatte. Sie hakte nicht nach, und Mutter und Tochter lebten glücklich und ohne größere Auseinandersetzungen zusammen. Bis vor sechs Monaten.

Es war eines Abends nach dem Essen, als Caitlin begriff, dass ihre Mutter krank war. Als sie die Reste von den Tellern in den Mülleimer schabte, fiel ihr auf, dass Mam den Shepherd's Pie, den Caitlin am Nachmittag im Hauswirtschaftsunterricht zubereitet hatte, kaum angerührt hatte. Der Hackfleischauflauf war vielleicht kein kulinarisches Meisterwerk, aber ihre Mutter hatte sonst immer ihr zuliebe den Teller leer gegessen.

Während der nächsten Tage überwachte Caitlin genau, wie viel in den Mülleimer wanderte. Und richtig, abends rührte Katie ihr Essen kaum noch an. Als Caitlin fragte, ob etwas los sei, tat ihre Mutter es als leichte Magenverstimmung ab. Caitlin hakte nicht nach. Aber ihr fiel auf, dass Katie, statt sie an die Hausaufgaben zu schicken, ihre Tochter widerspruchslos abwaschen ließ, während sie selbst vor dem Fernseher döste.

Auch im Lauf der nächsten Wochen besserte sich Katies Appetit nicht. Es wurde zunehmend schwerer, die eingesunkenen Augen, das matte Haar und die gar nicht mehr fülligen, sondern eingefallenen Wangen zu übersehen. Aber jedes Mal, wenn Caitlin ihrer Mutter vorschlug, zum Arzt zu gehen, lehnte die ärgerlich ab.

»Lass das, Caitlin«, keifte sie eines Donnerstagabends. »Es geht mir ...«

Doch sie brachte den Satz nicht zu Ende. Stattdessen rannte sie ins Bad. Caitlin wartete vor der Tür und hörte, wie ihre Mutter das Abendessen hochwürgte, das sie unter Mühen hinuntergezwungen hatte. Als es endlich still wurde, drückte Caitlin die Tür auf. Ihre Mutter war erschöpft auf dem Boden zusammengebrochen. Caitlin trat ans Waschbecken und begann, es sauber zu spülen. Diesmal konnte sie das Blut nicht ignorieren. Sie sagte kein Wort, bis sie ihrer Mutter nach oben und in ihr Nachthemd geholfen hatte. Dann setzte sie sich auf die Bettkante und strich ihrer Mutter übers Haar, bis sie eingeschlafen war.

»Bitte geh zum Arzt«, flüsterte sie schließlich. »Du bist krank.«

Zum ersten Mal widersprach ihre Mutter nicht. Das machte Caitlin am meisten Angst.

Doktor Hannon lächelte sie beide an und erklärte ihnen, es gebe wahrscheinlich keinen Grund zur Sorge, aber er würde Katie gern genauer untersuchen lassen. Das Lächeln konnte die Sorge in seinem Blick nicht übertünchen.

Ein paar Wochen später saßen sie bei einem Spezialisten. Er erklärte ihnen, dass es noch Hoffnung gebe, auch wenn der Bauchspeicheldrüsenkrebs sehr spät festgestellt worden war. Täuschen konnte er die O'Dwyer-Frauen genauso wenig wie Doktor Hannon. Er behauptete, sie würden den Tumor mit einer Chemotherapie zum Schrumpfen bringen und anschließend operieren. In Wahrheit meinte er, dass im Moment eine Operation zwecklos wäre und dass sie für ein Wunder beten müssten.

Wenn Caitlin einmal nicht die Schüssel hielt, in die sich ihre Mutter erbrach, oder ihr nicht half, das Kopftuch über ihrem kahlen Schädel zu binden, kniete sie in der Krankenhauskapelle und betete um ebendieses Wunder. Doch das blieb aus. Als man Katie schließlich den Bauch aufschnitt, war es zu spät. Der Krebs hatte sich ausgebreitet. Sie konnten nur noch abwarten.

Caitlin versuchte ihr Entsetzen zu verbergen, als sie auf die Station kam. Obwohl sie ihre Mutter jeden Tag besuchte und sich an den Geruch nach Desinfektionsmittel und Tod gewöhnt hatte, konnte sie immer noch nicht begreifen, wie schnell es mit ihr bergab gegangen war. Katie hatte inzwischen seit Wochen kaum noch einen Bissen hinuntergezwungen und war zu einem Skelett geschrumpft, das verloren in dem kleinen Krankenhausbett lag. Nur der aufgeblähte, mit Krebszellen angefüllte Bauch zeichnete sich unter der schlichten weißen Krankenhausdecke ab. Ihre Augen waren geschlossen, und Caitlin erkannte nur am schwachen Heben und Senken des Brustkorbs, dass ihre Mutter schlief und noch nicht gestorben war, so fahl war ihr Gesicht.

Caitlin beschäftigte sich damit, einen Platz für die Vase mit dem Glockenblumenstrauß zu finden, den sie an diesem Morgen gepflückt hatte. Es war keine leichte Aufgabe. Der Nachttisch war

vollgestellt mit welken Blumen, Karten mit wirkungslosen Genesungswünschen und Weintrauben, die nie gegessen werden sollten. Sie war gerade dabei, die verwelkten Blüten wegzuräumen, als sie ihre Mutter nach ihr rufen hörte.

»Ich bin hier, Mammy«, sagte sie und trat ans Bett. »Kann ich dir was bringen? Vielleicht etwas Wasser?«

»Nein ... nein ... ich will nichts.«

Katie verstummte erschöpft. Nur ihr angestregtes Atmen, ein tiefes Pfeifen, war zu hören. Sie hob den Arm und griff nach Caitlins Hand. Ihre Finger waren dünn und kalt wie der Tod.

»Ich habe nicht mehr lang, Cat«, begann sie. Caitlin öffnete den Mund, um diese offenkundige Wahrheit zu leugnen, aber der Blick ihrer Mutter ließ sie innehalten. »Widersprich nicht. Ich muss dir etwas erzählen.«

»Was denn, Mam?«

»Es geht um deinen Vater. Ich habe dir nie viel von ihm erzählt. Dabei hätte ich ...«

»Mach dir deswegen keine Sorgen. Er ist tot. Mehr gibt es nicht zu sagen.«

Ihre Mutter schloss die Augen, und als sie wieder aufsaß, erkannte Caitlin, dass Tränen darin glänzten. »Genau darum geht es, Caitlin«, flüsterte sie. »Genau das muss ich dir erzählen. Er ist nicht tot.«

Während der nächsten halben Stunde offenbarte Katie ihrer Tochter, wie sie William Melville kennen und lieben gelernt hatte. Sie erzählte ihr von seiner Frau und Tochter. Und dass sie ihre Gefühle füreinander nicht hatten unterdrücken können, obwohl sie genau gewusst hatten, dass ihre Affäre unrecht war. Aus jedem ihrer Worte war die Entschlossenheit herauszuhören, sich alles von der Brust zu reden. Das Totenbett war ein guter Beichtstuhl.

»Er machte Schluss, bevor ich merkte, dass ich schwanger war«, gestand sie, ohne auf die Einzelheiten dieser Trennung einzugehen. »Und wir waren glücklich zu zweit, oder?«, fuhr Katie fort,

als Caitlin immer noch schwieg. »Nur wir zwei. Ich hätte es nicht anders haben wollen.«

Caitlin rang sich ein Nicken ab. Sie wusste, dass sie etwas sagen sollte, dass sie ihrer Mutter Trost spenden sollte. Aber ihr fehlten die Worte.

»Ich habe ihm geschrieben, Caitlin.«

Caitlins Kopf zuckte hoch. »Was hast du?«

»Ich wollte ihm erzählen, dass er eine Tochter hat. Eine wunderschöne, fünfzehnjährige Tochter.«

Caitlin zog ihre Hand zurück und stand auf.

»Er hat mir geantwortet«, fuhr Katie eilig fort. »Er hat mir eine Nachricht geschickt, dass er uns besuchen kommt.«

Caitlin bemerkte, wie der Blick ihrer Mutter zur Tür zuckte, als erwarte sie, dass ihr unbekannter Vater jeden Augenblick darin auftauchen würde. Plötzlich begriff sie, warum ihre Mutter nie wieder geheiratet hatte. Sie liebte ihn immer noch. Nach all den Jahren. Caitlin drehte ihr den Rücken zu.

»Caitlin?«, hörte sie die schwache, flehende Stimme ihrer Mutter. Sie spürte die Hand, die nach ihr fassen wollte. »Caitlin? Bitte sei nicht böse. Verzeih mir, dass ich dir nichts von ihm erzählt habe. Ich hätte dir das früher sagen sollen.«

Sie verstummte, und Caitlin begriff, dass sie auf eine Reaktion wartete. Aber Caitlin konnte ihr nicht antworten. Noch nicht.

»Verzeih mir, Caitlin. Sag, dass du mir verzeihst.«

Caitlin schloss die Augen und schluckte die Tränen hinunter. Ihr einziger Gedanke war, dass ihre Mutter sie seit fünfzehn Jahren belogen hatte. Das war zu viel, um es so schnell zu verarbeiten. Aber sie wusste, dass sie es tun musste.

»Es ist okay, Mam«, sagte sie schließlich und öffnete die Augen wieder. »Ich verstehe dich.«

Sie holte tief Luft und drehte sich um.

»Ich verzeihe dir.«

Das letzte Wort erstarb ihr in der Kehle. Entsetzt sah sie ihre Mutter an. Katies Mund war leicht geöffnet, als wollte sie etwas

sagen, aber ihre Augen starrten blind ins Leere. Es war zu spät, ihr noch zu vergeben. Sie war schon von ihnen gegangen.

Caitlin saß, so lange sie konnte, an ihrem Bett. Schließlich wurde sie von den Krankenschwestern gedrängt, sich eine Tasse Tee zu holen. Sie war gerade auf dem Rückweg zur Krebsstation, als sie ihn sah, einen großen, gut gekleideten Mann, der mit der Oberschwester sprach. Offenbar hatte er ihren Blick gespürt, denn er schaute auf. Einen Moment lang entgleiste ihm die Miene.

»Katie?«, fragte er.

Die kultivierte englische Stimme beseitigte den letzten Zweifel daran, wer er war.

»Nein. Ich bin Caitlin.«

»Ich dachte nur ...«

Caitlin nickte. Sie brauchte keine Erklärung. Sie hatte genug Jugendbilder von ihrer Mutter gesehen, um zu wissen, dass sie leicht zu verwechseln waren. Er hatte ihre Mutter seit sechzehn Jahren nicht gesehen. Für ihn war sie seither keinen Tag gealtert.

Er hatte sich ein Zimmer im Grand genommen, dem Hotel, in dem ihre Mutter gearbeitet hatte, und übernahm die Organisation der Beisetzung. Je öfter Caitlin ihn im Lauf der Woche sah, desto schwerer fiel ihr die Vorstellung, dass er ihr Vater war. Noch weniger konnte sie begreifen, wieso sich ihre Mutter damals mit ihm eingelassen hatte. Sie hatte betont, dass sie sich geliebt hatten. Doch William Melville hatte sich während der wenigen Tage, die Caitlin ihn kannte, weitaus zurückhaltender über ihre Beziehung geäußert.

Während des Gottesdienstes und der Beisetzung blieb er diskret im Hintergrund. Caitlin rechnete halb damit, dass er direkt danach abreisen würde. Aber zu ihrer Überraschung erschien er im Star Inn. Als sie dort ankamen, war das Pub bereits rappelvoll, und alle stürzten sich auf die Platten mit Wurstbrötchen und Schinkensandwiches. William – Caitlin konnte sich nicht überwinden, ihn »Vater« zu nennen, außerdem hatte er sie nicht dazu

ermutigt – verfolgte stocksteif und verlegen die allmählich ausufernde Feier.

Gegen fünf begann sich das Pub zu leeren.

Róisín kam auf Caitlin zu. »Wir hauen jetzt ab. Kommst du mit?«

Caitlin sah eine Gruppe von Mädchen an der Tür stehen. Sie hatten zu diesem Anlass schulfrei bekommen und konnten es kaum erwarten, von den Erwachsenen wegzukommen. Caitlin wäre zu gern mit ihnen gegangen und hätte für ein paar Stunden alles vergessen. Aber sie sah William in ihrer Nähe stehen und schloss daraus, dass er noch mit ihr reden wollte.

»Ich komme gleich nach.«

Róisín zuckte mit den Achseln. »Klar.«

Sie verschwand nach draußen zu den anderen. Die Mädchen hatten William den ganzen Nachmittag mit unverhohlener Neugier angestarrt. Eigentlich hätte niemand erfahren sollen, wer er war, aber Caitlin vermutete, dass Róisín es allen erzählt hatte. Beste Freundin oder nicht, sie konnte einfach nichts für sich behalten.

Doch William schien sich an dem Interesse, das er erregte, nicht zu stören. Er ging mit keinem Wort darauf ein, als er Caitlin in eine stille Ecke führte, weg von allen neugierigen Zuhörern.

»Ich muss nach England zurück«, informierte er Caitlin. »Aber ich melde mich in ein paar Tagen bei Nuala, um deinen Flug zu arrangieren.«

»Flug?«

Er nickte knapp. »Ja. Ich bin davon ausgegangen, dass du die nächsten Wochen noch hier verbringen möchtest, um das Schuljahr zu vollenden und dich von deinen Freunden zu verabschieden. Danach kommst du nach England – wo du bei mir und meiner Familie leben wirst.«

Caitlin fiel aus allen Wolken. »Aber ich will hier in Valley-mount bleiben.«

Ihr fiel auf, dass Nuala unauffällig im Hintergrund wartete.

Immer wenn ihre Mutter ins Krankenhaus musste, hatte Nuala sie mit offenen Armen aufgenommen. Caitlin hatte angenommen, dass sie jetzt, wo ihre Mam tot war, zu ihr ziehen würde.

»Du kannst nicht allein hierbleiben, Caitlin«, erklärte ihr William.

»Aber Tante Nuala ...«

»Nuala ist nicht mit dir verwandt«, fiel er ihr ins Wort. »Im Gegensatz zu mir.«

Caitlin sah unauffällig zu Nuala hinüber, die ihr ein zuversichtliches Lächeln zu schenken versuchte. Aber Caitlin sah der älteren Frau an, dass sie genauso unglücklich über dieses Arrangement war wie Caitlin. Leider schien keine von beiden etwas daran ändern zu können. Wenn William Melville wollte, dass Caitlin zu ihm zog und bei seiner Familie lebte, müsste sie wohl gehorchen.

Später an diesem Abend lag Caitlin wach im Bett. Von der anderen Wand her war Róisins leises Schnarchen zu hören. Es war ein tröstliches Geräusch, an das sie sich während der letzten Wochen gewöhnt hatte, wenn sie wie so oft keinen Schlaf gefunden hatte. Der Anblick ihrer schwächer werdenden Mutter, die unter unausgesetzten Schmerzen litt, weil das Morphin nicht mehr wirkte ... diese Bilder waren schwer zu vergessen. Aber nichts davon war mit dem heutigen Tag zu vergleichen. Ihre Mutter im offenen Sarg liegen zu sehen, wo sie fast lebendig aussah, und zugleich zu wissen, dass sie nicht mehr am Leben war. Zu wissen, dass die Leiche nur eine leere Hülle war, die niemals wieder ihre Mutter wäre, selbst wenn sie ihr noch so ähnlich sah.

Bei dem Gedanken daran kamen ihr wieder die Tränen. Caitlin drehte sich zur Wand und drückte die Hand auf den Mund, um ihr Schluchzen zu ersticken, weil sie Róisín nicht schon wieder aufwecken wollte. Ihre sonst eher egoistische und gedankenlose Freundin war ihr in den letzten Wochen eine unglaubliche Stütze gewesen. Sie hätte nicht sagen können, wie oft Róisín nachts ne-

ben ihr gegessen und sie im Arm gehalten hatte, während sie sich die Seele aus dem Leib geweint hatte. Róisín oder Nuala.

Und jetzt musste sie diese Familie verlassen, genau wie das Dorf, in dem sie aufgewachsen war, dazu die Menschen, die ihr so vertraut waren und das Haus, das ihr zum Heim geworden war – sie musste alles zurücklassen, was sie noch mit ihrer Mam verband. Stattdessen würde sie zu einem Vater ziehen, den sie nicht kannte, der bis vor vierzehn Tagen nicht einmal von ihrer Existenz gewusst hatte und der an einem Ort lebte, von dem sie nichts wusste.

»Mam, warum musstest du ihm von mir erzählen?«, flüsterte sie ins Dunkel.

Der Gedanke löste neue Zornestränen aus, gefolgt von Gewissensbissen und widerstreitenden Gefühlen. In dieser Nacht ließ der Schlaf lange auf sich warten.



Somerset, England

Wild entschlossen, mit diesem Schlag das Spiel für sich zu entscheiden, jagte Elizabeth Melville den Ball über den Court. Doch James Evans, ihr Tenniscoach, stürmte ans Netz und schaffte es, ihre Attacke mit einer geschmeidigen Rückhand zu erwidern. Sie reagierte mit einem Volley und setzte den erbitterten Ballwechsel fort.

Inzwischen spielten sie seit anderthalb Stunden in der glühenden Nachmittagshitze, aber keiner von beiden war bereit, auch nur einen Punkt zu verschenken. Für einen oberflächlichen Beobachter wäre James klar im Vorteil gewesen. Mit seinen ein Me-

ter fünfundachtzig war er gut zehn Zentimeter größer und fünf- undzwanzig Kilo schwerer als Elizabeth. Aber Elizabeth besaß eine entscheidende Eigenschaft, die ihm fehlte: einen brennenden Siegeswillen.

Lange blonde Haare flogen hoch in die Luft, braun gebrannte Muskeln spannten sich an, und dann trieb sie den Ball mit einer kraftvollen Vorhand übers Netz. James, noch am Netz, sprintete zur Grundlinie zurück, um ihn abzufangen. Aber er war einen Sekundenbruchteil zu langsam, und der Ball sprang aus seiner Reichweite.

Elizabeth stieß einen gellenden Triumphschrei aus. »Spiel, Satz und Sieg, wenn ich mich nicht irre«, rief sie ihm über den Platz zu.

James schüttelte in gespielter Verzweiflung den Kopf. »Das wäre der wievielte Sieg in dieser Woche – der dritte? Ich fühle mich plötzlich so alt, Elizabeth.«

Sie lachte. Der einstige Profispieler hatte vor einem Monat seinen vierzigsten Geburtstag gefeiert, aber er war noch in bester Verfassung, das wussten sie beide.

»Genau«, zog sie ihn auf. »Wird Zeit, dass du dich aufs Altenteil zurückziehst.«

Ungezwungen plaudernd und lachend spazierten sie die breite Steintreppe hinauf, die von den Tennisplätzen zum restlichen Grundstück führte. James hatte angefangen, Elizabeth zu trainieren, als sie fünf Jahre alt gewesen war. Sie brauchte seine Hilfe schon lange nicht mehr, aber immer wenn sie aus dem Internat nach Hause kam, schaute er vorbei, »damit du nicht abschläfst«, wie er immer scherzte.

Nicht dass er es jemals als Belastung empfunden hätte, nach Al- dringham zu kommen, in jenes altehrwürdige Gutshaus, das Eliza- beths Urgroßvater vor über hundert Jahren erworben hatte. Es lag in den sanft gewellten Quantock Hills von Somerset, bot freien Blick auf den Bristol Channel und die walisischen Täler dahin- ter und war mit seinem Krocketrasen, den stillen Pfaden und dem

Hirschgehege das Abziehbild eines englischen Landsitzes. James war in vielen exklusiven Gutshäusern zu Gast gewesen, aber Aldringham war bei Weitem das beeindruckendste.

Elizabeth und James spazierten zu der Orangerie im georgianischen Stil hinauf, die sich an das Haupthaus anschloss. In dem nach Zitruspflanzen duftenden Konservatorium erwartete sie ein Krug mit hausgemachter Limonade, den Mrs Hutchins, die Haushälterin, für sie bereitgestellt hatte. James ließ sich in den nächsten Sessel fallen und beobachtete wohlgefällig, wie Elizabeth zwei Gläser vollschenkte. Sie reichte ihm eines und ließ sich dann ihm gegenüber nieder, von Kopf bis Fuß die perfekte, wohlerzogene Lady.

Mit ihren siebzehn Jahren war Elizabeth auffallend klug, selbstsicher und unglaublich ehrgeizig. Sie musste überall die Beste sein, auf dem Tennisplatz wie im Klassenzimmer ihres exklusiven Internats. Mit ihren blonden Haaren hatte sie etwas von einer klassischen Statue, wobei sie nicht wirklich schön war – dafür war ihre Nase ein bisschen zu lang und das Kinn zu spitz –, trotzdem wirkte sie durch ihre leicht herablassende, unberührbare Art attraktiv. Sie strahlte etwas aus – ein gelassenes, unbeirrbares Selbstvertrauen und eine absolute Selbstbeherrschung, die für jemanden in ihrem Alter ungewöhnlich waren. James konnte sich hervorragend ausmalen, wie sie im Bett einem unglückseligen Burschen barsche Befehle erteilte und sich mit nicht weniger zufriedengab als dem perfekten Orgasmus. Bei dem Gedanken musste er grinsen.

Elizabeth erwiderte sein Lächeln. »Was für schmutzige Gedanken gehen dir jetzt wieder durch den Kopf?«

Er ignorierte ihre fast gespenstische Gabe, seine Gedanken zu lesen, und stellte stattdessen die Frage, die ihn schon den ganzen Nachmittag beschäftigte: »Ehrlich gesagt habe ich mich gefragt, wann deine Halbschwester eintrifft. Sie kommt doch heute an, nicht wahr?«

Elizabeth zeigte keine Regung. »Stimmt«, antwortete sie gleichmütig.

James war enttäuscht, aber nicht überrascht, dass sie nichts verriet. Genau wie jeder andere hatte er erst aus der Zeitung von William Melvilles Kind der Liebe erfahren.

Elizabeth musste die Neuigkeit schwer getroffen haben – er wusste, wie sie zu ihrem Vater auf sah. Aber bislang hatte sie sich nicht anmerken lassen, was sie von dem Neuzugang zu ihrer Familie hielt. Sie blieb absolut ungerührt.

Bevor James weiter nachbohren konnte, fiel ein Schatten über den Tisch. Er schaute auf und sah William Melville bei ihnen stehen. Er trug lässig-elegante Wochenendkleidung: sorgfältig gebügelte Chinos, Button-down-Hemd und Slipper. Aber trotz des legeren Outfits wirkte er nicht weniger imposant als sonst.

»Daddy!« Elizabeth strahlte ihn mit offener Bewunderung an.

»Elizabeth, Caitlin wird in Kürze eintreffen. Ich habe deiner Mutter gesagt, sie soll bis um vier Uhr mit Amber im Salon erscheinen. Ich erwarte, dass du ebenfalls kommst.«

Das Lächeln auf Elizabeths Gesicht erlosch. »Natürlich«, sagte sie. »Aber ich muss vorher noch duschen, wir sind gerade erst mit unserem Spiel fertig geworden.«

»Mach es kurz«, forderte William sie auf. »Caitlin gehört ab jetzt zur Familie, und ich möchte, dass wir sie alle gemeinsam begrüßen.«

Elizabeth senkte den Blick. »Ja, Daddy.«

Es klang fast wie eine Entschuldigung. Aber James ließ sich nicht täuschen. Für einen winzigen Moment sah er so etwas wie ein Gefühl in Elizabeths Gesicht aufzucken, während sie ihrem Vater nachsah, der zum Haus zurückging. Verstimmung, beschloss er; vielleicht sogar Ärger. Die Emotion war nur einen winzigen Moment zu sehen und sofort wieder verflogen. Wenn er Elizabeth nicht so gut gekannt hätte, wäre ihm die Regung bestimmt entgangen.

Im nächsten Moment stand sie auf und strich ihren Tennisrock glatt.

»Ich fürchte, du musst mich jetzt entschuldigen, James«, sagte

sie, als wäre nichts weiter vorgefallen. »Aber wir sollten sicherstellen, dass du nächste Woche eine Revanche bekommst.«

»Jederzeit«, sagte er und wünschte sich insgeheim, er könnte hierbleiben und mit eigenen Augen sehen, wie sich diese neueste Ergänzung im Haushalt der Melvilles machte.

Oben beobachtete Isabelle Melville von ihrem Schlafzimmerfenster aus, wie ihre älteste Tochter ihrem Vater ins Haus folgte. Sie wusste genau, warum William Elizabeth hereingeholt hatte. Und sie wusste auch, dass sie eigentlich nach unten gehen und sich zu ihnen gesellen sollte. Aber sie brauchte noch ein paar Minuten, um sich zu sammeln.

Sie trat an die Frisierkommode, spähte in den Schminkspiegel und versuchte zu entscheiden, ob sie Make-up auftragen sollte, und wenn ja, welches. Trotz ihrer zweiundvierzig Jahre war sie immer noch eine attraktive Frau. Mit ihren blonden Haaren, dem hellen Teint und dem zierlichen Körperbau hatte sie das Glück, zu jenen englischen Rosen zu gehören, die erst spät verblühen. Um die Augen und den Mund hatten sich ein paar verräterische Falten eingekerbt, aber sie hatte schon lange aufgehört, sie überdecken zu wollen, sondern beschlossen, dass sie ihrem schönen, aber eher uninteressanten Gesicht Charakter verliehen.

Nach kurzem Nachdenken entschied sie sich für den natürlichen Look – eine leichte Abdeckung mit getöntem Moisturizer und dazu ein wenig Lipgloss. Beides passte gut zu dem cremefarbenen Leinenkostüm, das sie für diese Gelegenheit angezogen hatte. Sie hatte das Gefühl gehabt, dass es dem Anlass angemessen war, denn es war schick, aber nicht zu förmlich – wenngleich niemand wusste, was die Etikette für die erste Begegnung mit der illegitimen Tochter des eigenen Ehemannes vorschrieb.

Es war eine glückliche Fügung für Isabelle, dass sie nicht zur Verbitterung neigte. Eine weniger gefestigte Frau hätte sich vielleicht dagegen verwahrt, das Kind einer anderen in ihrem Heim aufzunehmen. Isabelle hingegen hatte sich widerstandslos in die

Situation gefügt, denn sie sorgte sich vor allem um das arme junge Mädchen, das eben seine Mutter verloren hatte. Wahrscheinlich war es auch hilfreich, dass ihre Beziehung zu William im Lauf der Jahre zu einer Art Freundschaft gereift war. Nicht dass sie sich je vorgemacht hätte, ihre Ehe sei eine reine Liebesverbindung – wenigstens nicht von Williams Seite her.

Isabelle hatte William seit frühester Kindheit gekannt. Ihr Vater – einer der wichtigsten Baumwolllieferanten für Melville – war eng mit seiner Mutter Rosalind befreundet gewesen, und die beiden Familien hatten viel gemeinsam unternommen. Schon als Kind war Isabelle dem rätselhaften William Melville verfallen. Der schneidige einundzwanzigjährige Cambridge-Student hatte dem dreizehnjährigen Mädchen reichlich Material für pubertäre Schwärmereien geboten.

Mit achtzehn war Isabelle, so vermutete sie, schon halb in William verliebt gewesen. Allerdings hatte er damals wenig für sie übrig gehabt; sie war für seinen Geschmack viel zu oberflächlich. Während viele ihrer Freundinnen sich vom feministischen Geist der Sechziger hatten anstecken lassen und ein Leben als Ärztin, Anwältin oder Geschäftsfrau anstrebten, hatte Isabelle nie vergleichbaren Ehrgeiz gezeigt. Ihre größte Leistung war es gewesen, ihr Debüt zu machen, und das zu einer Zeit, in der das kaum noch von Belang war. Ihr war klar, dass William, schon damals ein überaus ernster junger Mann, sie schrecklich albern fand.

Doch das änderte sich in dem Jahr, in dem sie dreiundzwanzig wurde. Auf ihrem Geburtstagsball kam William zum ersten Mal überhaupt auf sie zu, tanzte mit ihr und umwarb sie so, wie er es bis dahin noch nie getan hatte. In diesem Sommer begleitete er sie zu allen wichtigen gesellschaftlichen Anlässen – nach Henley und Ascot, Goodwood und Glyndebourne. Damals hatte Isabelle nicht zu fragen gewagt, was seinen Sinneswandel herbeigeführt hatte. Sie hatte sich lieber eingeredet, dass sie in seinen Augen reifer geworden war; dass er sie endlich so sah, wie sie wirklich war. Aber wenn Isabelle jetzt zurückblickte, konnte sie erkennen, dass Rosa-

lind, ihre energische Schwiegermutter, ihn ermuntert hatte, ihr den Hof zu machen. Isabelle vermutete, dass sie in Rosalinds Augen die perfekte Ehefrau für William gewesen war: ein hübsches, handzahmes kleines Ding – und vor allem die Alleinerbin der Fabriken ihres Vaters.

Williams Gründe, sich den Wünschen seiner Mutter zu beugen, waren weniger offensichtlich. Bis zu seinem dreißigsten Geburtstag hatte er die Jahre damit verbracht, ein stets wechselndes Ensemble langbeiniger Models durch diverse Clubs wie das Tramp und das Annabel's zu schleifen. Kein Mädchen hatte sein Interesse halten können. Damals, vermutete Isabelle, hatte er sich damit abgefunden, dass er sich wohl nie verlieben würde – wahrscheinlich war ihm daraufhin die Vernunft-ehe mit ihr als akzeptable Alternative erschienen. Was für Motive ihn auch getrieben haben mochten, im Herbst 1971 hatte er schließlich um Isabelles Hand angehalten. Isabelle hätte William unter allen Bedingungen genommen und hatte darum sofort eingewilligt.

Wenn sie jetzt auf ihr Leben zurückblickte, erkannte sie, dass sie schon lange vor seiner Affäre nicht mehr glücklich gewesen war. Schon im ersten Jahr ihrer Ehe hatte sie sich einsam gefühlt. Ihr war noch gut im Gedächtnis, wie sie nach einer Woche allein in Aldringham nur noch darauf wartete, dass es endlich Freitagabend wurde und William nach Hause kam; nur um in der letzten Minute ans Telefon geholt zu werden und gesagt zu bekommen, dass es im Büro einen Notfall gegeben habe. »Ich habe beschlossen, übers Wochenende in London zu bleiben. Das ist doch nicht schlimm, oder?«

»Nein, natürlich nicht«, hatte sie jedes Mal erwidert und dabei die erdrückende Enttäuschung überspielt, die sie bei der Vorstellung überkam, ein weiteres Wochenende allein zu verbringen.

Natürlich hatte sie Freundinnen; Frauen in ähnlicher Lage, die sie in den unzähligen Wohltätigkeitskomitees kennengelernt hatte, denen sie angehörte. Aber diese Frauen schienen immer so viel mehr Ablenkung zu haben. »Seit ich die Kinder habe, bin ich nur

froh, wenn Tim am Montagmorgen abzieht«, hatte ihr Penelope Whitton, eine alte Schulkameradin, anvertraut. Und so kam es, dass sittsame achtzehn Monate nach Williams und Isabelles Hochzeit ihre Tochter Elizabeth geboren wurde.

Aber für Isabelle linderte die Mutterschaft die Einsamkeit nicht. William kam weiterhin nur sporadisch nach Aldringham. Und Elizabeth, ihre kleine Tochter, füllte die Leere in Isabelles Leben nicht so aus, wie sie erhofft hatte. Im Gegenteil, Elizabeth schien deutlich mehr an ihrem Vater als an ihrer Mutter zu hängen. »Daddy bald Hause?«, fragte sie immer wieder hoffnungsvoll, sobald sie sprechen konnte, und ihr kleines Gesicht erstrahlte jedes Mal, wenn sie hörte, dass er bald käme. Am Sonntagabend musste sie regelmäßig alle Kräfte aufbieten, um Elizabeth zu beruhigen, die nach Williams Abfahrt stundenlang schrie. Wieder einmal drohte Isabelle an dem Gefühl ihrer Unzulänglichkeit zu ersticken. Sie erinnerte sich, dass sie verletzt, aber nicht überrascht gewesen war, als sie von Williams Affäre erfahren hatte. Es war Penelope, die sie aufgeklärt hatte, mit einer absichtlich beiläufigen Bemerkung; Penny, die ihn bei ihrem letzten Besuch in London auf der Straße gesehen hatte. »Natürlich habe ich ihn sofort gerufen, Schätzchen, aber anscheinend hat er mich nicht gehört«, hatte sie Isabelle erklärt, um dann hinzuzufügen, dass er viel zu sehr in die Unterhaltung mit seiner Begleitung vertieft war ... seiner *weiblichen* Begleitung. »Mir kam sie nicht bekannt vor«, hatte sie erzählt und dabei genau darauf geachtet, wie Isabelle reagierte. »Aber sie war beängstigend jung; und hübsch dazu ...«

Plötzlich hatte sich alles ineinandergefügt. Im Innersten hatte Isabelle geahnt, dass es jemanden gegeben hatte, schließlich waren die Besuche ihres Mannes in jenem heißen, langen Sommer des Jahres 1974 noch seltener geworden; und wenn er wirklich einmal in Aldringham war, hatte er ganz aufgehört, ihr Bett zu teilen. Das Wissen, dass es einen Grund für seine zunehmende Kälte gab, war beinahe eine Erleichterung.

Aber selbst nachdem die Affäre zu Ende gewesen war – was



Tara Hyland

Die Melville-Schwestern

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 608 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-37947-7

Blanvalet

Erscheinungstermin: August 2012

Eine groß angelegte Familiensaga vor der schillernden Kulisse der Londoner Modewelt

Die Töchter des Londoner Modezaren William Melville könnten kaum unterschiedlicher sein. Elizabeth, die kluge Geschäftsfrau, Amber, die rebellische Schöne, und ihre eigensinnige Halbschwester Caitlin haben zwar die gleichen Träume: Sie sehnen sich nach Liebe, Erfolg und der Anerkennung ihres Vaters. Trotzdem sind sie Rivalinnen, keine Freundinnen – bis das Melville-Imperium vor dem Bankrott steht. Plötzlich müssen sie gemeinsam um ihr Glück kämpfen und die Ehre und das Erbe ihrer Familie verteidigen ...